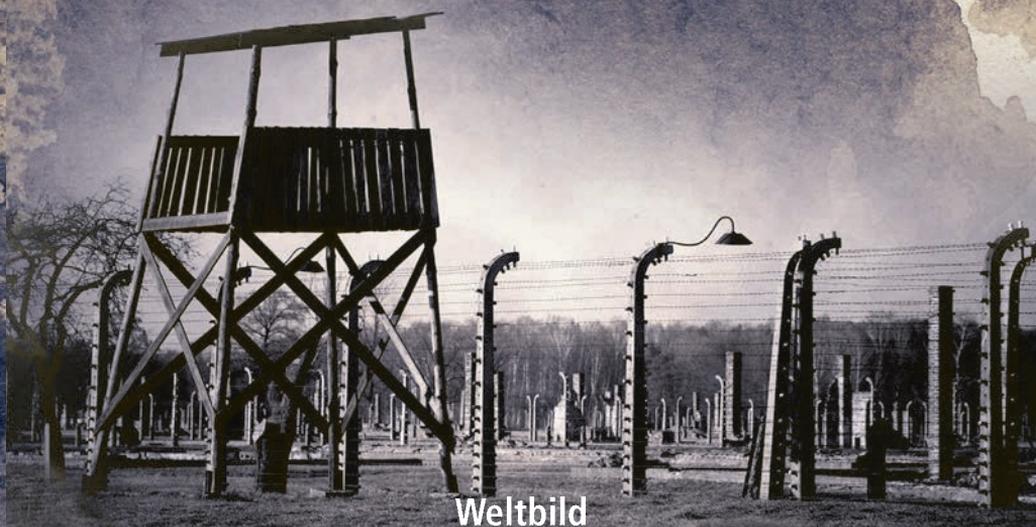




WENDY
HOLDEN

SCHICKSALS KINDER

DIE KZ-BABYS
VON MAUTHAUSEN



Weltbild

Schicksalskinder



Eva, Mark und Hana

Wendy Holden

Schicksalskinder

Die KZ-Babys von Mauthausen

Aus dem Englischen von
Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Born Survivors*.

Copyright © 2015 Wendy Holden

First published in Great Britain in 2015 by Sphere,

an imprint of Little, Brown Book Group

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG,

Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg/Bayern

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotive: Vorderseite: © Thinkstockphoto (Krzysztof Szampera;

v_zaitsev; tuja66); Rückseite: © Professor Albert Lichtblau

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

978-3-8289-2986-9

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

Manchmal verlangt schon das bloße Leben sehr viel Mut.

Seneca

Dieses Buch ist dem Mut und der Zähigkeit
dreier Mütter gewidmet. Und ihren Kindern,
hineingeboren in eine Welt, die sie nicht wollte.

Drei schwangere verheiratete Frauen.
Drei Ehepaare, die um eine glücklichere Zukunft beten.
Drei Kinder, geboren mit wenigen Wochen Abstand unter
unvorstellbaren Bedingungen.
Als sie auf die Welt kamen – jedes von ihnen wog
weniger als drei Pfund –
waren ihre Väter von den Nazis ermordet worden.
Und ihre Mütter waren »lebende Skelette«,
die in einem Konzentrationslager von einem Augenblick
zum anderen lebten.
Irgendwie gelang es allen drei Frauen, zu überleben.
Und entgegen aller Wahrscheinlichkeit überlebten
auch ihre Kinder.
Siebzig Jahre später treffen sich diese Geschwister
des Herzens
zum ersten Mal wieder,
um ihre bemerkenswerte Geschichte zu erzählen:
Die Geschichte ihrer Mütter, die dem Tod trotzten,
um ihnen das Leben zu schenken.
Alle drei wurden geboren, um zu überleben.

Inhalt

	Vorwort	13
1	Priska	14
2	Rachel	49
3	Anka	89
4	Auschwitz II-Birkenau	144
5	Freiberg	192
6	Der Zug	244
7	Mauthausen	282
8	Befreiung	316
9	Zu Hause	347
10	Das Treffen	401
	Zum Gedenken	415
	Bibliografie und Quellen	417
	Danksagung	425





Die Geschichten dieser Überlebenden sind sorgfältig zusammengetragen worden: aus ihren Erinnerungen, aus Briefen und Überlieferungen, die in ihren Familien kursierten, aber auch aus Berichten, die sie Forschern und Historikern über die Jahre hinweg gaben. Sie wurden durch genaue Nachforschungen und durch die Zeugnisse anderer – noch Lebender und Toter bestätigt.

Wo es möglich war, sind diese Erinnerungen mit den Aussagen unabhängiger Zeugen, durch Archivmaterial und historische Berichte abgestützt. Wenn bestimmte Einzelheiten oder Gesprächsinhalte nicht mehr genau erinnert werden konnten oder über die Jahre hinweg mit kleinen Variationen wiedergegeben wurden, sind sie aufgrund der vorliegenden Informationen zusammengefasst worden. Sie müssen nicht unbedingt den Erinnerungen anderer Personen entsprechen.

Vorwort

Wir schulden Wendy Holden Dank für ihr ungeheures Mitgefühl mit unseren Müttern und für ihre unermüdliche Energie, mit der sie den erschütternden Wegen dieser Frauen im Krieg nachgegangen ist. Dabei hat sie uns nicht nur bislang unbekannt Informationen zuteil werden lassen, sondern uns drei »Babys« auch als »Geschwister« näher zusammengebracht.

Wir danken ihr aber auch, dass sie das selbstlose Verhalten der tschechischen Bewohner von Horní Bříza erforscht hat. Diese Menschen sind bis zum Äußersten gegangen, um unsere Mütter mit Nahrung und Kleidung zu versorgen, ebenso wie die Häftlinge aus zwei weiteren Lagern, die mit dem »Todeszug« ins Konzentrationslager Mauthausen unterwegs waren. Und wir bewundern immer noch die Zähigkeit, Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit der Wendy die Bemühungen der Mitglieder der 11. Armeedivision der 3. US-Armee aufgespürt und beschrieben hat, die einen entscheidenden Beitrag zur Befreiung von Mauthausen geleistet haben und unseren Müttern – und uns eine zweite Überlebenschance gaben.

Unsere Mütter würden sich geehrt fühlen, weil ihre Geschichten endlich, nach so vielen Jahren, vollständig erzählt werden. Jede ihrer Geschichten nimmt ein Drittel dieses Buchs ein, das zu unserem siebzigsten Geburtstag und zum siebzigsten Jahrestag des Kriegsendes erscheint.

Wir danken Dir, Wendy, unserer Schwester ehrenhalber, im Namen all jener, die unter einem mörderischen Regime geboren wurden und heute zu den letzten Überlebenden des Holocaust gehören.

*Hana Berger Moran, Mark Olsky und Eva Clarke
im Frühjahr 2015*

Priska



Priska Löwenbeinová – Passfoto

»Sind Sie schwanger, fesche Frau?« Die Frage richtete sich an Priska Löwenbeinová, und der SS-Mann, der sie stellte, lächelte. Breitbeinig stand er vor ihr und sah sie von oben bis unten an, mit der Faszination eines Gerichtsmediziners.

Dr. Josef Mengele war vor der achtundzwanzigjährigen slowakischen Lehrerin stehen geblieben, die nackt und zitternd vor Scham auf dem Appellplatz des Konzentrationslagers Auschwitz II-Birkenau stand. Sie war an diesem Tag im Oktober 1944 erst vor ein paar Stunden angekommen.

Priska war nicht einmal eins fünfzig groß und wirkte jünger, als

sie war. Neben und hinter ihr standen etwa fünfhundert weitere nackte Frauen; die wenigsten kannten sich untereinander. Sie waren alle Jüdinnen, und sie waren wie betäubt nach dem Transport in dieses Lager im besetzten Polen. Sie kamen aus Städten und Ghettos in ganz Europa, jeweils etwa sechzig Menschen in versiegelten Güterwagen, in Zügen mit bis zu fünfundfünfzig Wagen.

Von dem Moment an, da sie nach Luft ringend auf die »Rampe« im Herzen des effizientesten Vernichtungslagers der Nationalsozialisten gekommen waren – das in seiner Gesamtheit als Auschwitz bekannt werden sollte –, waren sie von allen Seiten angeschrien worden: »Raus! Schnell, Judenschwein!«

Verwirrung und Tumult kennzeichneten die Menschenflut, die von Funktionshäftlingen mit ausdruckslosen Gesichtern und schmutzigen gestreiften Uniformen über raues Gelände geführt wurde, während die SS-Männer in makellosen Uniformen und mit Wachhunden an den Leinen daneben standen. Zeit, um nach bekannten Gesichtern zu suchen, blieb den Frauen kaum. Sie waren sofort von ihren Männern getrennt worden, und die Kinder wurden zu den Kranken und Alten geschoben.

Wer zu schwach zum Stehen war oder nach den vielen Tagen in der Enge der stickigen Wagen noch nicht richtig gehen konnte, wurde mit Gewehren gestoßen oder mit Peitschen angetrieben. Markerschütternde Schreie – »Meine Kinder! Meine Babys!« durchdrangen wie ein böses Omen die Dunkelheit.

Vor den langen Reihen der Entrechteten waren zwei niedrige Ziegelgebäude zu sehen. Jedes hatte einen riesigen Schornstein, der fetten schwarzen Rauch in den bleigrauen Himmel spie. Alles war grau, und in der Luft hing ein widerlich süßler Verwesungsgeruch, der die Nase angriff und sich in der Kehle festsetzte.

Getrennt von Freunden und Verwandten wurden Dutzende junger Frauen vom Teenager bis zum Alter von über fünfzig Jahren durch einen schmalen Gang mit elektrischem Zaun geschleust, wie er auch das riesige Lager umgab. Schweigend und wie unter Schock stolperten sie übereinander, als sie an den Schornsteinen und einigen tiefen Teichen vorbeigetrieben wurden, bis sie vor einem gro-

ßen, einstöckigen Empfangsgebäude ankamen – Sauna oder Badehaus genannt –, das zwischen den Birken versteckt lag.

Dort wurden sie ohne große Umstände in das Leben eines KZ-Häftlings überführt: Zunächst mussten sie ihre letzte Habe abgeben und ihre gesamte Kleidung ablegen. Da sie aus den verschiedensten Ländern stammten, protestierten sie in einer Kakophonie von Sprachen, aber die SS-Wachen sorgten mit Schlägen und Einschüchterung schnell dafür, dass sie gehorchten.

Nackt wurden sie dann durch ein großes Tor in ein Gebäude getrieben, wo fast allen diesen Müttern, Töchtern, Ehefrauen und Schwestern grob die Haare abrasiert wurden – auch die Körperbehaarung. Die Arbeit wurde von männlichen und weiblichen Häftlingen getan, während die deutschen Wachen anzüglich grinsten.

Nachdem die elektrischen Rasierapparate ihr Werk vollbracht hatten, erkannten die Frauen sich kaum noch wieder. In Fünferreihen wurden sie auf den Appellplatz gebracht, wo sie barfuß auf dem kalten, nassen Lehm Boden standen und eine Stunde lang auf die zweite »Selektion« warteten. Diese Selektion nahm jener Mann vor, den man später den »Todesengel« nennen würde.

Dr. Mengele, makellos gekleidet in seiner eng geschnittenen grau-grünen Uniform mit den glänzenden Rangabzeichen und silbernen Totenköpfen auf dem Kragenspiegel, hielt ein Paar ziegenlederne Handschuhe mit großen Stulpen in der Hand. Sein braunes Haar war mit Pomade eng an den Kopf frisiert, und er warf die Handschuhe lässig von der linken in die rechte Hand, während er die Reihen abschrift, um jeden neuen Häftling zu betrachten. Vor allem fragte er eine Reihe von Frauen, ob sie ein Kind erwarteten.

Als Priska Löwenbeinová an die Reihe kam, hatte sie kaum mehr als eine Sekunde, um zu entscheiden, welche Antwort sie dem lächelnden Offizier mit der Lücke zwischen den Schneidezähnen geben sollte. Ohne zu zögern, schüttelte sie schnell den Kopf, und sprachbegabt wie sie war, antwortete sie ihm auf Deutsch: »Nein.«

Tatsächlich war sie im zweiten Monat. Sie und ihr Mann Tibor – von dem sie hoffte, er wäre irgendwo hier im Lager und lebte noch – erwarteten ihr lang ersehntes Kind. Sie hatte keine Ahnung,

ob die Wahrheit sie retten könnte oder ihr Kind und sie einem unbekanntem Schicksal überantworten würde. Aber sie wusste, dass sie in Gefahr war. Den einen Arm schützend über ihre Brüste gelegt und den anderen über den Rest ihres Schamhaars, betete sie, dass Mengele ihr Nein akzeptieren würde. Der SS-Offizier mit dem weltmännischen Aussehen blieb eine Sekunde stehen und sah der jungen »féschen Frau« ins Gesicht – dann ging er weiter.

Ein paar Schritte weiter in der Reihe quetschte er einer Frau grob die Brust. Sie fuhr zurück. Als ein paar Tropfen Milch ihm verrieten, dass sie mindestens im fünften Monat war, zuckte sein Handschuh kurz nach links, und sie wurde aus der Reihe gezerzt und in eine Ecke des Appellplatzes gebracht, wo bereits einige Schwangere standen.

Keine der entsetzten Frauen konnte zu diesem Zeitpunkt wissen, dass die eine Richtung Leben bedeutete, die andere etwas ganz anderes. Das Schicksal der Frauen, die Mengele an diesem Tag aussuchte, ist unbekannt.

Josef Mengele stellte die bisher größte Bedrohung für Priskas junges Leben dar, aber sie hatte keine Vorstellung davon, was sie noch erleben würde. In den kommenden Monaten wurde der Hunger zu ihrem gefürchteten Feind. Tatsächlich schien der Hungertod der wahrscheinlichste Ausweg aus ihrem Leiden. Der Bruder des Hungers – der Durst – würde sie in ihrer Zeit in den Lagern ebenso grausam quälen, zusammen mit Erschöpfung, Angst und Krankheiten. Aber das nagende, schmerzliche Verlangen ihres schwangeren Körpers nach Nahrung brachte sie fast um.

Es gab nur eine Erinnerung, die Priska durch den schlimmsten Hunger hindurchhalf: Die Vorstellung, wie sie sich die Nase an einer Konditorei auf dem Weg zur Schule platt gedrückt hatte, bevor sie hineinging und sich etwas Süßes gönnte, beispielsweise eine *Babka*, ein Zimtbrötchen mit Streuseln. Die Erinnerung daran, wie sie das blättrige Gebäck aufbrach und wie ihr die Krümel über die Bluse fielen, wenn sie in Zlaté Moravce in der Bäl-

ckerei stand – eine Zusammenfassung ihrer glücklichen Kindheit im Südwesten der heutigen Slowakischen Republik.

Etwa 100 Kilometer von Bratislava gelegen, war die Region, in der Priska aufgewachsen war, bekannt für ihre Goldvorkommen. Der Name eines Flusses, Zlatnanka, ist von dem slowakischen Wort für Gold abgeleitet. Die Stadt Zlaté Moravce war fast so wohlhabend, wie der Name erwarten ließ. Sie hatte eine eindrucksvolle Kirche, Schulen und Geschäftsstraßen, Kaffeehäuser, Restaurants und ein Hotel.

Priskas Eltern, Emanuel und Paula Rona, besaßen eines der angesehensten koscheren Cafés in der Stadt, ein Treffpunkt, in dem sich ein Großteil des Stadtlebens abspielte. In bester Lage am Hauptplatz, hatte das Kaffeehaus auch einen hübschen Hof. Emanuel Rona hatte die Gelegenheit, das Café zu pachten, 1924 in der Zeitung entdeckt; damals war er Ende dreißig gewesen. Und da er endlich sein Glück machen wollte, traf er die kühne Entscheidung, mit Frau und Kindern aus dem 250 Kilometer entfernt gelegenen Stropkov in den östlichen Bergen nahe der polnischen Grenze hierher zu ziehen.

Priska, am Sonntag, dem 6. August 1916 geboren, war zur Zeit des Umzugs acht Jahre alt, aber sie kehrte mit ihrer Familie immer wieder nach Stropkov zurück, wenn sie den verwitweten Großvater mütterlicherseits David Friedman besuchten. Ihm gehörte ein Gasthaus, und er war außerdem als Autor polemischer Pamphlete bekannt.

Das Café in Zlaté Moravce, so erzählte Priska später, war schön und wurde von ihren schwer arbeitenden Eltern und einer Schar treu ergebener weiblicher Angestellter stets makellos sauber gehalten. Es verfügte über ein Gesellschaftszimmer, das ihre Mutter stolz als »chambre séparée« bezeichnete. Es war durch einen Vorhang abgetrennt, und darin traten oft acht Musiker in dunklen Anzügen auf und spielten für die Gäste. »Wir hatten gute Musik und wunderbare Tänzerinnen. Damals war das Leben im Kaffeehaus etwas sehr Wichtiges. Ich habe meine Jugend sehr genossen.«

Priskas Mutter war vier Jahre jünger und »einen Kopf größer« als der Vater. Sie war eine sehr schöne Frau und auf eine stille Weise ehrgeizig. Paula Ronová, die bei ihrer Heirat das traditionelle slowakische »-ová« an ihren Namen angehängt hatte, war eine großartige Ehefrau, Mutter und Köchin, eine »hochanständige Frau«, die wenig sprach, aber viel nachdachte. »Meine Mutter war auch meine beste Freundin«, pflegte Priska zu sagen.

Ihr Vater war sehr auf Disziplin bedacht. Wenn er nicht wollte, dass die Kinder ihn verstanden, sprach er Deutsch oder Jiddisch mit seiner Frau. Priska, die sich von früh auf mit Sprachen sehr leichttat, verstand jedes Wort, ließ ihn das aber nicht wissen. Emanuel Rona war nicht besonders fromm, aber er hielt den Schein aufrecht und ging an allen hohen jüdischen Feiertagen mit seiner Familie in die Synagoge.

»Als ich jung war, mussten wir uns immer schrecklich gut benehmen wegen des Kaffeehauses«, berichtete Priska. »Wir mussten gut sein: eine gute Familie, gute Freunde und gute Wirtsleute, sonst wären die Gäste weggeblieben.«

Priska, die offiziell Piroška hieß, war das vierte von fünf Kindern. Andrej, genannt Bandi, war der Älteste. Dann kam die Schwester Elisabeth, genannt Boežka, dann Anička, die »kleine Anna«. Vier Jahre nach Priska wurde Eugen geboren, der Jüngste, den alle Janičko oder Janko nannten. Ein sechstes Kind dazwischen war früh gestorben.

In Zlaté Moravce lebte die Familie in einer Wohnung hinter dem Café, die so groß war, dass jedes Kind ein eigenes Zimmer bekam. Es gab auch einen großen Garten bis hinunter zum Fluss. Priska war sportlich und mutig und schwamm dort oft mit ihren Freunden. Im Garten wurde auch Tennis gespielt. Sie war ein gesundes, glückliches Kind mit schwarz schimmernden Haaren, und sie war ebenso wie ihre Schwestern im Ort sehr beliebt. Die Kinder nannten sie zärtlich »Piri« oder »Pira«.

»Mir war es egal, ob sie jüdisch waren oder nicht, ich war mit allen gut Freund. Es gab keine Unterschiede zwischen uns«, erzählte sie später.

Gemeinsam mit ihren Geschwistern wuchs sie in der Obhut »guter Frauen« auf, die sich um den Haushalt kümmerten und als Ersatzmütter fungierten. Die Familie liebte gutes Essen; bei fast jeder Mahlzeit wurde koscheres Fleisch »elegant« aufgetischt. Oft gab es nach dem saftigen Braten noch ein Dessert aus dem Café. Priska aß gerne Süßigkeiten, am liebsten Sachertorte, einen üppigen Schokoladenkuchen mit Baiser und Aprikosenmarmelade.

Die Kinder hatten in der Schule zwar keinen Religionsunterricht, wurden aber zum Gebet am Freitagabend angehalten. Bevor man sich an den elegant gedeckten Shabbat-Tisch mit den speziellen Kerzen setzte, wurden besonders gründlich die Hände gewaschen.

In der Schule war Priska eins von gerade sechs Mädchen unter den dreißig Schülern. Ihre Schwester Boežka war eine »echte Intellektuelle«, die Sprachen mühelos lernte, ja, sie förmlich aufsaugte. Bücher interessierten Boežka aber weniger – sie interessierte sich viel mehr für künstlerische Dinge, vor allem Handarbeiten, für die sie sehr begabt war.

Priska musste fleißiger für die Schule arbeiten, aber sie war sehr gewissenhaft, und bald stellte sich heraus, dass Bildung ihre Leidenschaft war. In ihrem Wunsch, die Welt besser zu verstehen, unterschied sie sich auch von ihrer hübscheren Schwester Anna, die sich gern schön kleidete und mit Puppen spielte. »Ich fand es gut, viel zu wissen«, gab Priska gern zu. Schon früh interessierte sie sich für die christliche Religion und schlich sich auf dem Heimweg von der Schule oft auf den katholischen Friedhof in Zlaté Moravce. Sie bewunderte vor allem die eindrucksvollen Grabmäler und Mausoleen und war immer ganz fasziniert, wenn es einen »Neuzugang« gab, über den und dessen Leben sie sich allerlei Geschichten ausdachte.

Ihre Mutter Paula förderte den Wissensdurst ihrer Tochter und war stolz, Priska als erstes Kind aus der Familie Rona auf die höhere Schule zu schicken: das Gymnázium Janka Krála. Das Gymnasium war in einem schönen dreistöckigen Gebäude

mit weißem Stuck untergebracht. Es war 1906 gegründet worden und befand sich gegenüber dem Friedhof und dem Rathaus. Unter den etwa fünfhundert Schülerinnen und Schülern zwischen zehn und achtzehn Jahren lernte Priska Englisch und Latein zusätzlich zu den Pflichtsprachen Deutsch und Französisch. Ihre Geschwister besuchten die Mittelschule, mit Ausnahme von Bandi, der zur Wirtschaftsschule ging.

Priska, die von Natur aus ehrgeizig war, gewann viele Preise, und ihre Lehrer waren sehr angetan von ihren Fortschritten. Doch die Musterschülerin genoss auch die Aufmerksamkeit der Jungen in ihrer Klasse, die sie immer wieder baten, ihnen in Englisch zu helfen und sich ehrfürchtig in ihrem Garten versammelten, wenn sie dort Nachhilfeunterricht gab. »Ich habe ausschließlich wunderbare Erinnerungen an Zlaté Moravce«, sagte sie.

Priskas beste Freundin in der Schule war ein Mädchen namens Gizelle Ondrejková, das von allen Gizka genannt wurde. Gizka war nicht nur hübsch, sondern auch sehr beliebt. Sie war die Tochter des nicht-jüdischen Bezirkspolizisten, und sie war bei Weitem nicht so fleißig wie Priska. So besuchte ihr Vater eines Tages Priskas Eltern, um ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten: »Wenn Priska dafür sorgt, dass Gizka die Schule schafft, verschaffe ich Ihnen eine Genehmigung, das Café unbegrenzt offen zu halten.« Er würde auch regeln, dass dafür keine zusätzlichen Gebühren bezahlt werden müssten.

Und so kam es, dass das vierte Kind der Familie Rona plötzlich für das bescheidene Familienunternehmen sehr wichtig wurde. Solange Priska als inoffizielle Lehrerin ihrer Klassenkameradin fungierte, würde das Kaffeehaus alle anderen in der Stadt übertrumpfen. Sie nahm diese Verantwortung sehr ernst. Jetzt hatte sie zwar nur noch wenig Zeit für ihre vielen Freunde, aber sie liebte Gizka und freute sich, ihr helfen zu können. Die beiden Freundinnen saßen nebeneinander in einer Schulbank und machten irgendwann auch zusammen Abitur.

Nach der Schule wurde Priska Lehrerin, und es schien, als

wäre ihr Weg als Sprachlehrerin am Gymnasium vorgezeichnet. Da sie sehr gern sang, trat sie einem Lehrerchor bei, der überall im Land auftrat und Lieder voller Nationalstolz sang: »Ich bin Slowake und will es bleiben«, sang sie stolz, und sie sang es bis zu ihrem Lebensende.

In Zlaté Moravce genoss sie hohes Ansehen und wurde stets zuerst begrüßt, wenn sie auf der Straße Bekannten begegnete. In der Slowakei ist das ein traditionelles Zeichen für Respekt. Außerdem gab es einen nicht jüdischen Lehrer, der sie sehr verehrte und ihr jeden Samstagabend seine Aufwartung machte, um sie zum Kaffee oder zum Tanzen einzuladen, gelegentlich auch zu einem Abendessen im Hotel am Ort.

So gab es wenig Anlass, sich vorzustellen, dass dieses angenehme Leben irgendwann enden würde. Obwohl in ganz Europa Juden immer wieder verfolgt worden waren und vor allem unter den russischen Pogromen im frühen 19. Jahrhundert sehr gelitten hatten, integrierten sie sich leicht in den neu gebildeten Nationalstaaten Europas nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des deutschen, österreichisch-ungarischen und russischen Reiches. In der Tschechoslowakei waren sie sehr angesehen und vollkommen assimiliert. Juden spielten nicht nur eine Schlüsselrolle in Industrie und Wirtschaft, sondern trugen zu allen Gebieten von Kultur, Wissenschaft und Kunst bei. Neue Schulen und Synagogen wurden gebaut, und auch im Kaffeehaus-Leben spielten die Juden eine wichtige Rolle. Mit echtem Antisemitismus war Familie Rona in ihrem engeren Umfeld kaum konfrontiert.

In Deutschland jedoch, auf der anderen Seite der Grenze, veränderte die schwere Wirtschaftskrise nach dem Ersten Weltkrieg die Stimmung. Adolf Hitler, der seit 1921 die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei Deutschlands (NSDAP) führte, beschuldigte die Juden, den Wohlstand der Nation zu kontrollieren und das Land in den Abgrund zu führen. Nach den Reichstagswahlen 1933, bei denen die Nazis 17,2 Millionen Stimmen erhielten, bildeten sie eine Koalitionsregierung, und

Hitler wurde Reichskanzler. Sein Aufstieg zur Macht war gleichzeitig das Ende der Weimarer Republik und der Beginn dessen, was man als »Drittes Reich« bezeichnete.

Hitlers radikale Reden griffen den Kapitalismus an, verurteilten aber auch all jene, die sich mit Bolschewiken, Kommunisten und der Roten Armee Russlands verbündet hatten, um an der Revolution teilzunehmen. 1925 bezeichnete er in seinem autobiografischen Manifest *Mein Kampf* die Juden als Personifikation des Teufels und als Symbol alles Bösen. Er versprach, die Juden und andere »unerwünschte Elemente« im Zuge einer »Endlösung« aus Deutschland zu vertreiben.

Im Zuge der Errichtung seiner »neuen Ordnung«, die die von vielen Deutschen so empfundenen aufgezwungenen Ungerechtigkeiten nach dem Ersten Weltkrieg beenden sollten, forderte er seine braunen Sturmtruppen dazu auf, Juden zu verfolgen und ihre Geschäfte zu blockieren oder zu boykottieren. Angefeuert von seiner indoktrinierten Hitlerjugend, dröhnte sein Kriegsruf »Sieg Heil« von Berlin aus auch über die Grenzen hinweg. In relativ kurzer Zeit schien Hitler seine Versprechen wahr zu machen und setzte eine wirtschaftliche Erholung in Gang, die ihm ein hohes Maß an Unterstützung sicherte. Gestützt von diesem Erfolg, erließ seine Regierung eine Reihe von Gesetzen, die Juden aus dem politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben ausschlossen. »Entartete« jüdische Bücher wurden verbrannt, Nicht-Arier wurden aus den Universitäten entfernt und prominenten Juden im Ausland – darunter auch Albert Einstein – wurde die Rückkehr verwehrt.

Die Eskalation des deutschen Antisemitismus führte zur Schändung von Synagogen, viele wurden abgebrannt, manchmal mitsamt den Menschen, die sich darin befanden. Die Straßenpflaster in vielen Städten waren übersät mit Glasscherben, und die Fenster jüdischer Geschäfte wurden mit dem Davidsstern und wilden Beschimpfungen beschmiert. »Arier«, wie die Nazis die Nicht-Juden nannten, wurden aufgefordert, Juden zu denunzieren. In dieser Atmosphäre von Verrat und Misstrauen

mussten Menschen, die viele Jahre friedlich mit ihren Nachbarn Tür an Tür gelebt hatten, erleben, dass sie auf der Straße angespuckt, geschlagen oder verhaftet wurden. Überall gab es Denunzianten, die bereitwillig ihre Nachbarn anschwärzten in der Hoffnung, an ihren Besitz zu kommen. Hunderte von Wohnungen und Häusern wurden systematisch geplündert.

Die Wohnungen jüdischer Familien wurden zwangsenteignet und mussten geräumt werden. Die neuen Bewohner zogen gelegentlich so schnell ein, dass das »Brot aus dem Backofen noch nicht kalt war«. Die Entrechteten mussten in kleinere Wohnungen in den ärmsten Stadtvierteln ziehen und wurden aus ihrem bisherigen Leben verbannt.

Körperlich und geistig Behinderte gleich welcher Religion oder Herkunft wurden zu »unwertem Leben« erklärt, und viele wurden in Lager deportiert oder gleich hingerichtet. Der Rest der Bevölkerung musste sich wohl oder übel den Bestimmungen der Nürnberger Rassengesetze beugen, die gnadenlos durchgesetzt wurden und vor allem ein Ziel hatten: Juden und andere Bevölkerungsgruppen einander zu entfremden. Die »Rassenlehre« der Nazis sollte die »Reinheit« des deutschen Blutes erhalten; die Bestimmungen der neuen Gesetze definierten, was »rassisch akzeptabel« war, und beschnitten die Grundrechte von »Juden, Zigeunern, Negern und Mischlingen«. Das »Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« erklärte alle »Mischehen« für ungültig und drohte Juden die Todesstrafe an, wenn sie sexuelle Beziehungen zu Deutschen unterhielten – um »Rassenschande« und »rassische Verschmutzung« zu vermeiden. Juden verloren das Bürgerrecht, und jeder, der als »asozial« oder »Volksschädling« angesehen wurde – ein nebulöser Begriff, der Kommunisten, politische Aktivisten, Alkoholiker, Prostituierte, Bettler und Obdachlose ebenso umfasste wie Angehörige der Zeugen Jehovas, die Hitlers Autorität nicht anerkannten –, wurde verhaftet und in die ersten Konzentrationslager gebracht, die bald mit der Abkürzung KZ versehen wurden und häufig in ehemaligen Kasernen errichtet wurden.

Arier durften keine Juden mehr beschäftigen, und schrittweise wurde den Juden auch die Berufsausübung als Rechtsanwälte, Ärzte oder Journalisten verboten. Jüdische Kinder durften nur noch bis zu einem Alter von vierzehn Jahren zur Schule gehen. Allmählich wurde Juden der Zutritt zu staatlichen Krankenhäusern verboten, sie durften nicht mehr weiter als 30 Kilometer von ihrem Wohnort reisen, öffentliche Parks, Spielplätze, Flüsse, Schwimmbäder, Strände und Büchereien waren ihnen nicht mehr zugänglich. Die Namen aller jüdischen Soldaten wurden von den Kriegerdenkmälern des Ersten Weltkriegs entfernt, obwohl viele in diesem Krieg »für Kaiser und Vaterland« gekämpft hatten.

Als die ersten Lebensmittelkarten und Versorgungsmarken ausgegeben wurden, bekamen Juden nur die Hälfte der normalen Ration. Sie durften auch nur an bestimmten Orten einkaufen, und dies nur zwischen 15 und 17 Uhr, wenn die meisten frischen Lebensmittel bereits ausverkauft waren. Kinos und Theater durften sie ebenso wenig betreten wie die vorderen Wagen der Straßenbahn. Sie waren auf die hinteren Plätze angewiesen, wo es oft voll und stickig war. Auch ihre Radios mussten sie bei der Polizei abliefern, und es gab eine streng bewachte Ausgangssperre für Juden in der Zeit von 20 Uhr bis 6 Uhr morgens.

Aufgeschreckt durch die neue Politik, suchten Tausende in Frankreich, den Niederlanden und Belgien Schutz. Auch die Tschechoslowakei, wie das Land seit 1918 hieß, wurde zu einem begehrten Zufluchtsort. Sie verfügte über starke Grenzen und mächtige Verbündete, darunter Frankreich, Großbritannien und Russland. Wie die meisten dort, fühlte sich auch Priskas Familie sicher.

Aber im März 1938 musste ein zitterndes Europa mit ansehen, wie Hitler Österreich annektierte: der sogenannte »Anschluss«. Unter Berufung auf das deutsche Recht auf Selbstbestimmung forderte er mehr »Lebensraum« für sein Volk. Später in diesem Jahr wurden die Aufenthaltsgenehmigungen für alle Ausländer im »Reich« widerrufen.

Der britische Premierminister Neville Chamberlain, der so kurz nach einem Weltkrieg unbedingt den Frieden bewahren wollte, führte internationale Gespräche, die im September 1938 in das sogenannte Münchener Abkommen mündeten. Ohne die Russen oder die Tschechen in ihre Verhandlungen einzubeziehen, gaben die europäischen Großmächte Hitler praktisch die Erlaubnis, die Regionen im Norden, Süden und Westen der Tschechoslowakei zu besetzen, die als »Sudetenland« bezeichnet wurden und in denen hauptsächlich Deutsch gesprochen wurde. Viele Tschechen bezeichneten dieses Abkommen als »Verrat von München«. Ihr Land hatte damit seine strategischen Grenzen verloren.

Im November 1938 verübte der Sohn einer polnischen jüdischen Familie, die aus Deutschland nach Polen deportiert worden war, einen Anschlag auf einen deutschen Beamten in Paris. Die Rache folgte unmittelbar: Die nationalsozialistischen Behörden inszenierten die Reichspogromnacht, auch als »Kristallnacht« bekannt. In einer einzigen Nacht wurden Tausende von jüdischen Wohnungen, Synagogen und Geschäften zum Ziel von Anschlägen, mindestens neunzig Menschen wurden ermordet und dreißigtausend verhaftet. In den folgenden Monaten kam es zu weiteren antisemitischen Aufständen.

Tiso und seine Kollaborationsregierung unterwarfen sich Hitlers Forderungen fast augenblicklich, und Tiso wurde zum Präsidenten des neu gegründeten, formal unabhängigen slowakischen Staates, ohne dass die Nazis weiter eingriffen. Nach einem Herzanfall stimmte am nächsten Tag auch der sechsundsechzigjährige Präsident Hácha den deutschen Bedingungen zu. Es gab aber erhebliche Widerstände in der Bevölkerung, und so marschierten am 16. März 1939 deutsche Truppen in die sogenannte Tschechei ein, und das Land wurde zum Protektorat Böhmen und Mähren erklärt. Sechs Monate später überfiel Hitler Polen; dann marschierten von Osten her die Sowjets in Polen ein, die inzwischen einen Geheimpakt mit den Deutschen geschlossen hatten, den sogenannten Hitler-Stalin-Pakt. Großbri-

tannien und Frankreich erklärten Deutschland den Krieg. Von diesem Moment an veränderte sich das Leben der Menschen in Europa von Grund auf.

Die Juden in den unterworfenen Ländern wurden über Nacht zu Ausgestoßenen. »Juden nicht zugänglich« lauteten plötzlich die Aufschriften an zahlreichen öffentlichen Gebäuden. Manchmal hieß es auch »Für Hunde und Juden verboten«. Als die Menschen von den Schrecken erfuhren, die ihren Glaubensgenossen in Deutschland, Österreich und Polen widerfuhren, stürmten sie die ausländischen Botschaften und baten um Visa, aber die weitaus meisten wurden abgewiesen. Angesichts des unausweichlichen Schicksals, das ihnen drohte, begingen viele Selbstmord.

Priska und ihre Familie mussten sich mit dem neuen Regime und den vielen neuen Bestimmungen arrangieren. Dabei schmerzten die scheinbar nebensächlichen Dinge am allermeisten. Der Lehrer lud sie nicht mehr zum Tanzen ein; Menschen, die sie bis dahin immer zuerst begrüßt hatten, schienen sie plötzlich nicht mehr zu kennen oder schauten weg, wenn sie auf der Straße an ihnen vorbeiging. »Es gab viele Unannehmlichkeiten, aber man akzeptierte sie automatisch – man wollte ja überleben.« Andere Freunde, darunter Gizka und eine andere Mitschülerin, deren Eltern einen Bauernhof hatten und die Familie weiterhin mit frischer Milch versorgten, hielten ihr die Treue. Sie grüßten ihre jüdischen Bekannten weiterhin in der Öffentlichkeit und boten ihnen jede erdenkliche Hilfe an.

Als Gerüchte aufkamen, die Juden würden zwangsweise in andere Gebiete »umgesiedelt«, fingen viele an, Lebensmittel und andere Vorräte zu horten. Sie vergruben ihre Wertsachen oder baten Freunde, sie zu verstecken, obwohl darauf die Todesstrafe stand. Wer konnte, floh ins britisch kontrollierte Mandatsgebiet Palästina, wo man hoffte, irgendwann einen jüdischen Staat errichten zu können. Auch Priskas Bruder Bandi schloss sich den Auswanderern an und verließ die Familie 1939. Er sagte, er habe »die Zeichen auf der Wand« gelesen. Ohne Ab-

schied flüchtete Priskas Verlobter nach Belgien und von dort aus nach Chile. Er war jung und wohlhabend, und ihre Heirat war bereits verabredet, aber er verschwand einfach von einem Tag auf den anderen.

Die übrige Familie versuchte irgendwie durchzukommen. Priskas Schwester Anička hatte 1932 im Alter von neunzehn Jahren geheiratet, um der Arbeit im Kaffeehaus zu entkommen. Sie und ihr Mann hatten einen Sohn namens Otto, aber die Ehe ging nicht gut. Nach der Scheidung änderte Anna ihren Namen in Helena Hrubá – das klang weniger jüdisch – und suchte sich Arbeit in einem anderen Café. Priskas Bruder Janko, der eine Ausbildung als Elektrotechniker hatte, wurde zur Arbeit in einer jüdischen Brigade zwangsverpflichtet und war nun ein »Robotnik Zid«, ein »Arbeitsjude«, der in seiner blauen Uniform die niedrigsten Arbeiten verrichten musste. Boežka, die inzwischen in den Dreißigern war und nie geheiratet hatte, blieb zu Hause und nähte Kleider für Verwandte und Freunde.

Priska, die immer so stolz auf ihre jüdische Nase – ihren hübschen Gesichtserker, wie sie es nannte – war, freute sich über Boežkas Kreationen, in denen sie nicht ganz so sehr aussah wie eine Ausgestoßene. »Ich war nie besonders hübsch, aber ich kümmerte mich um mein Aussehen«, sagte sie später. »Und die Leute in unserer Stadt haben mich immer gut behandelt, weil ich die ehrenwerte Tochter des Kaffeehausbesitzers war.«

Mit dieser Ehre war es nun bald vorbei. 1940 verbot man ihren Eltern den Betrieb des Kaffeehauses, das sie über sechzehn Jahre hinweg so mühevoll aufgebaut hatten. Da sie keine Ausbildung und auch kaum andere Begabungen hatten, wussten sie nicht, wie es weitergehen sollte. »Sie verloren alles«, erzählte Priska. »Dabei waren sie so gute Menschen.« Der arische »Treuhandler«, der mit der Verwaltung ihres Betriebs beauftragt wurde, war unerwartet freundlich zu Priska und wusste ihre Sprachkenntnisse zu schätzen: Englisch, Französisch, Ungarisch und Deutsch. »Es war wichtig und wertvoll, dass ich so viele Sprachen konnte«, sagte sie.

Da sie keinem Beruf mehr nachgehen konnten, zogen Priska und der Rest ihrer nächsten Familie nach Bratislava, in die neue slowakische Hauptstadt an der Donau. Priskas Großvater David Friedmann, dem man sein Gasthaus genommen hatte, floh aus seiner Heimatstadt Stropkov und schloss sich ihnen an. Sie hatten ein wenig Geld retten können und hofften, in der großen Stadt würden sie weniger auffallen. Und so war es auch. 1939 lebten etwa fünfzehntausend Juden in Bratislava, das entsprach 12 Prozent der Bevölkerung. Sie waren gut assimiliert, und es gab wenig Antisemitismus in der Stadt.

Obwohl sich unter der nationalsozialistischen Herrschaft viel verändert hatte, fand die Familie eine Wohnung in der Špitálskastraße, und Priska konnte als Privatlehrerin arbeiten und wieder einmal das Kaffeehausleben genießen, das sie seit ihrer Kindheit kannte. Am liebsten ging sie ins Astorka-Kaffeehaus, wo die Intelligenz saß und wo sie in verschiedenen Sprachen plaudern konnte. In diesem Café fiel ihr Blick im Oktober 1940 auf einen schlanken Mann mit Schnurrbart, der am Nebentisch saß und mit Freunden von ihr plauderte.

»Er sprach sehr eindringlich und lebhaft auf meine Freundin Mimi ein, die Apothekerin war. Plötzlich stand sie auf und kam zu mir, um mir zu sagen, dass er mich sehr anziehend fände.« Priskas kühner Bewunderer kam daraufhin selbst an ihren Tisch und stellte sich vor. Tibor Löwenbein war ein jüdischer Journalist polnischer Abstammung. Er kam aus der Stadt Púchov im Nordwesten der Slowakei und sprach fließend Deutsch und Französisch. Sie hatte den Eindruck, dass er einen kleinen Schwips hatte, und so sagte sie ihm, sie hielte nichts von Männern, die trinken. Um sie zu beeindrucken, versprach Tibor ihr, er würde nie mehr ein Glas Alkohol anrühren. Und er hielt sein Versprechen.

Allerdings rauchte er Pfeife und besaß eine Sammlung von vierzig Pfeifen, die Priska auf keinen Fall anfassen durfte. Er achtete auch sehr auf seine Kleidung: In seinem Schrank hingen vierzig Oberhemden. Oft saß er da und kritzelte etwas in ein

kleines Notizbuch. Tatsächlich fühlte er sich als aufstrebender Schriftsteller. Und er sammelte Briefmarken – obwohl Priska später immer mit einem Lächeln sagte, nachdem er sie kennengelernt habe, sei sie sein einziges Hobby geworden.

Tibor war das einzige Kind von Heinrich Löwenstein und seiner Frau Elizabeth, die Berta genannt wurde. Der Vater besaß einen kleinen Bauernhof, aber Tibor, der kein Bauer sein wollte, war nach Bratislava gezogen und schrieb für die dort ansässige *Allgemeine Jüdische Zeitung*, vor allem über Sport und Lokalpolitik. Außerdem hatte er ein Büchlein mit dem Titel *Slovensko-Židovské hnutie a jeho poslanie* (Die slowakisch-jüdische Bewegung und ihr Anliegen) verfasst, in dem es um die Assimilation der Juden in der Slowakei ging.

Als er infolge der Nürnberger Rassengesetze nicht mehr für die Zeitung arbeiten konnte, bot ihm der freundliche griechische Besitzer der Dunajská Bank in Bratislava eine Stelle an. Tibor war schlank und gepflegt, hatte angenehme Umgangsformen, blonde Haare und helle Haut. Er sah auf den ersten Blick nicht jüdisch aus – was zu dieser Zeit sehr viel ausmachte. In der Bank war er so angesehen, dass man ihn bald auf Geschäftsreisen nach Prag und Brno (Brünn) schickte, was angesichts der Reisebeschränkungen für Juden eigentlich unmöglich war. Aber sein Chef hatte gute Verbindungen, und Tibor kam immer irgendwie durch. Als Journalist schien er alle möglichen Leute zu kennen, und man begegnete ihm mit großer Höflichkeit, ihm und bald auch der beeindruckenden jungen Frau an seiner Seite.

Jeden Morgen brachte Tibor auf dem Weg zur Arbeit Priska ins Astorka-Café, wo sie ihren Vormittagskaffee und ein Stück Kuchen genoss. Wenn er ging, stand er immer kurz vor ihr in Habachtstellung und salutierte, worüber sie stets lachen musste. Abends nach der Arbeit spazierten sie an der Donau entlang, wo viele Paare unterwegs waren. Dort lauschten sie den Straßemusikern und beobachteten, wie das Mondlicht sich auf dem



Priskas Mann, der Journalist und Schriftsteller Tibor Löwenbein

Wasser spiegelte. Frachtschiffe und Fähren tuckerten langsam an ihnen vorbei.

In den ersten sechs Monaten schrieb Tibor seiner Priska jeden Tag einen Brief. Er nannte sie seine »Goldene«, und sie gab ihm den Namen »Tibko« oder »Tiborko«. Verliebt, wie sie war, hob sie alle seine Briefe auf. Einige waren nur kurz, aber alle waren voller Wärme und Zärtlichkeit. Fast alle diese Briefe haben den Krieg überstanden. Am 10. März 1941 schrieb Priska:

Mein Tibko, ich bin so glücklich, wenn ich Post von Dir bekomme, vor allem über die langen Briefe ... Ich will Dir gleich meine guten Neuigkeiten mitteilen! Von Donnerstag an habe ich nämlich frei, wir können uns also vier Tage nacheinander sehen. Was für ein Luxus in diesen Zeiten. ... Du willst wissen, was ich von Deinen Briefen halte? Sie sind wunderbar. Ich staune, dass Du, der Du doch so ernst und gelegentlich pessimistisch bist und die derzeitige Lage ganz schwarz siehst, so wunderbare Zeilen schreiben kannst. ... Ich denke viel an Dich und weiß, dass Du Trost in Deinen Büchern findest. Ich bin ein wenig eifersüchtig, weil sie bei Dir sein dürfen, während ich so weit fort bin. Aber ich verspreche, das ist nur vorübergehend.